

Der Mann, der von Papierschnitzeln lebt

Autor(en): **Mohr, Mario**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 4

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

viele Leute nach der Schweiz reisen können. Die müssen in ihren Ferien nun mit einem englischen Kurort vorlieb nehmen. Ganz gut! Aber schon sind die Gedanken der beiden beim Fußball-Match vom nächsten Samstag. Das berührt sie viel mehr, scheinbar. Und warum auch nicht? Denn — das Pfund ist in England immer noch zwanzig Schillinge wert, das ist der Grund ihrer Ruhe. Der Lebenshaltungsindex ist seit letzten Juli um nur einen Punkt, nämlich von 147 auf 148, also um nicht ein Prozent, gestiegen. Da der gleiche Index vor anderthalb Jahren auf 155 stand, ist also das Pfund der Hausfrau immer noch sieben Punkte, oder am heutigen Wert gemessen, immer noch etwas mehr als 5 Prozent mehr wert als vor achtzehn Monaten. Es ist heute noch etwas mehr als acht Prozente mehr wert als im Juli 1929, und ziemlich genau elf Prozente mehr als im Juli 1928, während der Großhandelsindex seit August nur 6 Prozent gestiegen ist, aber immer noch 4 Prozent niedriger ist als vor einem Jahre.

Das ist auch der Grund, warum keine einzige Bank auch nur in Schwierigkeiten kam; wir hatten nirgends einen Sturm auf die Banken. Depositen und Spargelder sind alle geblieben wo sie waren, soweit nicht davon notwendiger Weise anderer Gebrauch gemacht zu werden hatte. Das ist zu einem schönen Teil den Zeitungen, die sofort auf die Möglichkeit und Vorteilhaftigkeit einer „neuen“ Währung aufmerksam machten, und aber zugleich dadurch auch das Volk beruhigten, zu verdanken. Und seither haben sich Männer in erster Stellung in der Finanzwelt, Namen wie: Sir Josiah Stamp, Sir Henry Stradford, Sir Basil Bladet, alles Volkswirtschaftler und Finanzier von Rang; dann auch der ehemalige Gesandte in Berlin, Viscount D'Abernon, dem mutigen Handelsredaktor vom „Daily Herald“, Mr. Francis Williams, zugesellt und haben seine Auffassung bestätigt. Es gibt einige Führer in der liberalen, sowie in der konservativen Partei, die auch vom Gold nichts mehr wissen wollen. Und in der Arbeiterpartei, die bei den letzten Wahlen ja zwar viele Mandate, aber wenig Stimmen verloren hatte (wir haben nämlich ein furchtbar komisches Wahlsystem), ist es abgemachte Sache, daß der „Goldstandard“, wie es heißt, bekämpft werden müßte, wollte jemand ihn doch noch einmal wieder einführen. Da die Sache im Februar im Parlament von Gesetzeswegen wieder zur Sprache kommen muß, ist es interessant zu hören, was die genannten Männer und die Arbeiterpartei denn an die Stelle der Goldwährung setzen wollen.

Eigentlich könnte man sagen, daß wir schon heute eine neue Währung haben. Das ist richtig, nur ist das System nicht gesetzlich verankert. Die Bank of England, im Einverständnis mit der Regierung, ist gegenwärtig darauf bedacht, den Inland-Preisstand zu halten, also die Geldzirkulation dem Preisindex anzupassen.

Dies ist nun genau der Vorschlag des „Daily Herald“, der Arbeiterpartei und anderer fortschrittlicher Volkswirte. Die Geldverwaltung solle auf den Wechselkurs keine Achtung geben in der Geldausgabe, sondern ganz allein auf die Beibehaltung des Inland-Preisstandes achten. Das würde bedeuten, daß das Pfund selbst über Jahrzehnte hinaus, so lange nämlich diese Politik betrieben würde, immer gleichen Kaufwert hätte. Schulden, Zinsen, Löhne, würden nicht mehr größer oder kleiner, bloß weil der Wechselkurs hinaufging, oder herunterkam; jedesmal zum Nutzen einiger weniger und zum Schaden von vielen.

Viele Leute behaupten nun, daß dies eine sehr schöne Politik wäre, aber sie verummögliche den internationalen Handel, wenn heute für hundert Schweizer Franken fünf Pfund, in einer Woche vielleicht fünf Pfund zehn, einen Monat später nur vier Pfund achtzehn bezahlt werden müssen. Aber die Leute vergessen, so schreibt F. Williams, daß dann nicht das Pfund, sondern der Franken bummelt. Sobald der Franken in der gleichen Weise „gewährt“ wird, so wird der Pfund-Franken-Preis sich gleich bleiben.

Also, das Pfund ist fest, heute schon, darum geht alles ganz gemächlich weiter.

Aber nun fragt mich der verehrte Leser: „Ja, aber was mit eurem Freihandel?“

Und da muß ich zugeben, daß ich mich aufs Prophezeien in dieser Hinsicht lieber nicht einlasse. Ob es eine ständige Schutzollpolitik daraus gibt, oder ob es nur ein vorübergehendes Kriegsmanöver gegen das böse Ausland und die Arbeitslosigkeit bleibt, das hängt davon ab, wie lange die konservative Partei das Parlament beherrscht. Es gibt Leute, die behaupten, daß die Schutzollpolitik der konservativen Partei das Grab schaufle. Es wird manches auf das Verhalten der übrigen Länder in den Fragen der Zölle, der Kriegsschulden und der Reparationen ankommen, wie die Schutzollseuche verläuft und wie lange sie anhält.

Und nun noch Indien. Da kann nur das eine gesagt werden, daß nämlich kaum einige hundert Leute leben, die sich in dieser Frage eigentlich austennen, und sich deshalb nicht nur von Gefühlen und Vorurteilen leiten lassen müssen. Die Frage ist keine politische, obwohl sie durch die berichteten Vorfälle als solche erscheint. Es ist eine volkswirtschaftliche Frage, genau so, wie die Arbeitslosigkeit, oder die Währungsfrage. Sie vom ethischen Standpunkte aus zu betrachten, ist heute müßig. Das wäre vor hundert Jahren am Plage gewesen. Und tatsächlich stellen sich auch die Indier ohne Ausnahme auf den Boden der volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten. Leider haben auch hier die Politiker das Wort. Und, wie ein weiland Bundesrat im Nationalrat ausrief, so ist es all über die Welt, nämlich: Politiker streiten lieber mit Gründen als mit Gründen.

Der Mann, der von Papierschnitzeln lebt.

Dieser alte Herr im verwitterten Hut mit den schon müden, etwas nachschlürfenden Beinen, der allabendlich einen Bummel durch verschiedene Lokale des Westens macht, der lebt von Papierschnitzeln. Nicht wörtlich natürlich, denn dann brauchte er nicht bei Wind und Wetter auszugehen, sondern könnte gemütlich zu Hause sitzen. Er verkauft sie, fünf bis sechs Stück für einen Groschen, und es ist anzunehmen, daß er davon, wenn auch nicht fürstlich, so doch ganz annehmbar leben kann, denn sein Abiag scheint nicht schlecht zu sein. Das macht, daß er diese Papierschnitzel den Leuten mit Wit und Humor andreht, mit einer fast boshaften, weil so erfolgreichen Spekulation auf ihre Neugier und ihre Spiel Leidenschaft.

Es macht ihm nichts aus, daß man ihn anfänglich nicht beachtet. Er weiß, daß seine Zeit kommt, daß man sich mit ihm beschäftigen und daß er zehnmal länger in dem Lokal bleiben wird als jeder andere, der gerne etwas verkaufen möchte. Umständlich stellt er nach einer feierlichen und devoten Begrüßung des Wirts seinen Stod mit dem Gummiknopf in eine Ecke und hängt seinen Hut darüber. Dann wandert er die Tische entlang und legt neben jeden Gast drei bis vier kleine Briefumschläge. Auf jedem steht in ungelent, etwas altertümlicher Schrift, daß in diesem Umschlag sich sechs Papierschnitzel befinden, die richtig zusammengelegt ein großes lateinisches H oder ein K oder ein L oder N bilden, und daß dieser Umschlag zehn Pfennige kostet. Schwierige Buchstaben kosten fünfzehn.

Man schiebt die Sache uninteressiert beiseite. Aber die Langeweile der Leute zwischen oder nach dem Essen verleitet doch den einen oder anderen, während der Mann seine Runde macht, dazu das Ding näher zu betrachten. Und man denkt: wie kindisch. Damit glaubt der Alte uns zu fangen. Das machen die Schulfragen schon nicht mehr.

Aber irgendwer öffnet doch so einen Umschlag und versucht es und das ist der große Moment des alten Mannes, die entscheidende Sekunde seines Geschäftes in diesem Lokal.

Ein Pärchen versucht es mit einem Brief. Die Schnitzel sind raffiniert geschnitten, daß es ihnen nicht gelingt. Es

geht nicht, es klappt nicht. Sie lachen und beginnen sich zu streiten und die Nachbarn horchen auf.

„Moment mal“, meint er, nimmt die Papierschnitzel und erleidet Schiffbruch.

„Nein. Laß mich. Ich hab's“, sagt sie, aber sie hat es auch nicht und die Nachbarn greifen schmunzelnd zu den Briefchen, die neben ihnen liegen, „denen werden wir's zeigen.“

Von Tisch zu Tisch geht es. Es ist anstehend wie die Pest und schließlich puffelt das ganze Lokal.

„Na, geht es nicht?“ sagt freundlich lächelnd der alte Herr und hilft einer Dame. Schnell hat er die Papierschnitzel zum verlangten H zusammen.

„Donnerwetter“, sagt der Herr, der daneben sitzt, „haben Sie noch mehr Buchstaben?“

„Das ganze Alphabet.“

„Dann geben Sie noch eins her.“

„Mir auch eins. Ich will eins allein“, sagt sie und sie bekommt es. Drei Groschen kassiert dankend der alte Herr und eilt zu einem anderen Tisch, von dem man ihn ungeduldig ruft. Und dann ruft es von allen Ecken und Enden. Jeder will ihn zur Hilfstellung. Er wird aufgeräumt, kann nicht so schnell, lacht und puffelt überall mit, verkauft weitere Briefchen und kassiert Groschen und Fünzigter. Ist er auf der einen Seite fertig, ruft ihn die andere, überall muß er helfen, zeigen, neue Buchstaben verkaufen.

Und so hat er plötzlich eine unbändige Stimmung ins Lokal gebracht. Er hat uns alle zu Kindern gemacht. Wir schreien, freuen uns und lachen uns über die Tische weg an. Er ist ein guter Psychologe, dieser alte Herr, der die Papierschnitzel verkauft. Ein guter Psychologe auch in der Wahl der Lokale, in die er geht. Denn wenn er hier alles abgegrast hat, hängt er sich ein in den Arm seiner Frau, die weißhaarig, mit einer Tasche voll Briefchen am Arm, ihn auf der Straße erwartet, und zieht weiter. Viele Lokale läßt er aus. Sein Scherz ist nichts für die ganz Eleganten und nichts für die ganz Primitiven. Er wählt die, die etwas abseits vom großen Glanz liegen, in denen er Leute weiß, die für Wit und Geist einen Groschen übrig haben und etwas springen lassen, wenn man sie große Kinder sein läßt.

So zieht er jeden Abend herum, verkauft die Papierschnitzel in den Umschlägen, die er am Tag geschnitten und geschrieben hat.

Man sieht es ihm an, daß er bessere Tage gesehen hat, daß er einen Beruf hatte, der sich ein anderes Ziel steckte als das von Essenden Groschen zu erwerben. Aber den Weg, den die Not ihn wies, geht er mit solchem Wit, daß er kein Bettler und kein Hausierer ist. Man kauft ihm nicht ab, um ihm zu geben. Die Groschen, die man ihm reicht, sind wohlverdientes Äquivalent für ein paar launige Minuten, die man durchlebte, und für eine gute Idee, die man anerkennt.

Denn es gehört Talent dazu, von Papierschnitzeln zu leben.

Mario Mohr.

Auf dem amerikanischen Rhein.

Von Oskar Kollbrunner.

Sie heißen den Hudson den amerikanischen Rhein, und sie haben gar nicht so unrecht damit. Wenn man seiner Fantasie einen ordentlichen Rippenstoß versetzt, so kann es vorkommen, daß man sich am Hudson an den Rhein versetzt fühlt, daß man die habichtsteilabschießenden Brüstungen der den Strom westlich abgrenzenden Felspallisaden für das Grundgemäuer einstiger, gewaltiger Burgen nimmt, die in

sich zerfielen bis auf die Festungswälle. Oder, daß man die Klöster und all die andern, mit dem Kreuz überglänzten katholischen Anstalten, sowie die Hotels auf Mount Beacon und die kastellartig aufgeprokten Sommerheime der Millionäre auf Hügeltuppen und in Waldverstecken, für Schlösser hält, wie sie einen am Rheine grüßen. Und daß man angesichts der abertausend Weinstöcke, die oberhalb Newburgh die Hügelwellen mit einer sattgrünen Laubbede säntigen, Weinstöcke, die teils nach Tessinermanier gezogen sind, von Rheinhbergen bei Rüdesheim träumt, von Wingerfesten und goldgelben Traubenblut in der Blauheit geschliffener Römer. Auch das breitbehäbige Wallen des Stromes, das sich Zeit lassen zwischen dieser Unruhe von automobilüberhehten Uferstraßen, erinnert an den Rhein, wie er durch Germaniens Ebenen zieht. Ja, dieses sich Zeit lassen des Stromes imponiert mir am meisten, der ich mich aus der Hatz von New York-City auf einen Dampfer der Day-Line, auf den „Robert Fulton“, gerettet habe, um einen Sonntag lang mit den Augen und mit der Seele ein Fest zu begehen auf dem amerikanischen Rhein.

Eine Hudsonfahrt am Sonntag ist ein Vergnügen, das erobert sein will. Man glaubt nicht, wie viel Volk sich eine Sonntagsfahrt auf dem Hudson zu Nutzen macht. Besonders das jüdische Element New Yorks hat hier sein Zion gefunden; aber auch alle andern Rassen und Nationalitäten sind in großen Gruppen vertreten, am wenigsten vielleicht der rassenreine Yankee. Jeder, der sich hier aus dem Massenandrang herausboxt und herausquetscht und auf den Dampfer kommt, hat nur einen Gedanken, auf den er sich mit unbeschreiblicher Hartnäckigkeit versteift: Wo erhamstere ich einen geeigneten Sitzplatz? Wohl sind Überhundert von federleicht gebauten, schmalrippigen Kampierstühlen barrierefadenartig auf den drei Verdecken aufgestapelt, aber wo sich Tausende um ein Stuhlbein balgen, heißt es nicht lange fadeln. Sitzen die Passagiere einmal fest, so sitzen die meisten von ihnen wie Fliegen auf Klebepapier. Nur der Untergang des Schiffes vermöchte sie von ihrem Platz zu vertreiben.

Wir fahren ab. Morgenföhle Brise streift unsere Stirn. Das Schiffshorn erwacht mit dumpfem Gebrüll aus Längeweile und Schlaf. Stadt und Hafen hat die Frühlingssonne blank gefegt. Um die Wolkenkratzer des unteren Manhattan schiebern ein paar hoffärtige Federwölkchen gleich Dämchen, die von einer Tanzdiel übernächtigt nach Hause pilgern und sich eigentlich vor dem hellen Tage schämen müßten. Die Graniterrassen, die ins Mauerwerk des Telephonbuildings gerichten Fensterschlitze, fangen das Leuchten der Höhe auf und geben es weiter wie goldene Spiegelbälle, die ganze Stadt entlang. Das Gold der Höhe verzwirrt und verstrickt sich allüberall. Von den Zinnen des in einsame Höhe empor gestaffelten Whitehall-Buildings, wallt es wie ein goldener Teppich herab, den der Wind, der vom Meere her kommt, ausklopft, daß die Goldstäubchen zu Myriaden auffliegen und wie ein strahlenförmiger Regen sich auf das Dächergewirr der Häuserfluchten von Greenwich und West-Street legen, an denen Armenier, Araber und andere bunte Völkerschaften ihre Heimat haben. Erhaben gipfelt das Woolworth-Building, ein architektonischer Macht Ausdruck der neuen Welt, 792 Fuß über den Straßensteig hinausragend. Es hat sich heute eine demantene Krone übergestülpt, die es mit einer Grazie trägt, die man sich sonst an Riesen nicht gewöhnt ist.

Am zweiundvierzigster und an hundertfünfundzwanzigster Straße nimmt unser bereits gepurzelt volles Schiff neue Menschenmassen auf, bis der Schiffsoffizier mit der Zähluhr in der Handhöhle die vorchriftsmäßige Belastungsquote für erschöpft hält und Knall und Fall die Schiffsplanken einziehen läßt. Hunderte enttäuschte Gesichter am Ufer. „Bubi auch mitfahren!“ greint ein Bürschlein aus dem zum Bleiben verurteilten Menschenmäuel heraus. „Bubi auch mitfahren!“ und sein Schreistimmchen geht im Stampfen